

(Nachdruck verboten.)

88]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Uram.

Obgleich Magda bei dem Blick garnicht auffah, sondern sich ruhig ebenfalls eine Honigsammel strich, merkte Otto, daß sie rot wurde und ihr Atem schneller ging.

Das kommt ja sozusagen über Nacht und gleich mit Macht, dachte Otto. Jetzt heißt es aber auf der Hut sein, aufpassen! Sackerment, machte der Federfuchser Augen!

Als Magda aufstand, sah sie nun wieder Schäfer an, der rasch die Augen niederschlug.

Sie strahlt ja nur so, dachte Otto und schmalzte mit der Zunge, um zu zeigen, wie sehr er in die Pikanterien des „Lokalanzeiger“ vertieft sei.

Wahrhaftig, nun war Schäfer wie ein junges Mädchen rot geworden!

Sie brennen wie Zunder! sagte sich Otto erfreut. Nur Achtung, Achtung! Sonst könnte die Sache übel ablaufen. Da verstand er keinen Spaß, davor mußte er die beiden in ihrem eigenen Interesse bewahren. Sonst konnte es vor der Zeit ein tragisches Ende geben, was ihm selbst und seinen Plänen ja am meisten gegen den Strich gewesen. Erst mußte sein jüngerer Bruder soweit sein, dann konnten sie heiraten und feinctwegen mit einander treiben, was sie wollten. Aber bis dahin mußte er sein Haus rein halten, das war er sich schuldig.

Otto ging den ganzen Tag nicht aus dem Haus, da Magda und Schäfer das auch nicht thaten.

Er ließ die beiden auch immer nur für Augenblicke allein. Vänger nur, wenn er unbemerkt vom Nebenzimmer aus sie beobachten konnte.

Sonderbar. So lange er bei ihnen war, gingen gar liebevolle Blicke hinüber und herüber, sobald sie glaubten, von ihm nicht beobachtet zu werden. Sowie er aber, ohne daß sie es wußten, im Nebenzimmer auf der Lauer lag, nahmen sich die beiden zusammen, sprachen gleichgültiges Zeug, blieben sich fern, wo sie gerade saßen, schwiegen oft lange und sahen viel unter sich.

Nur einmal bemerkte Otto, wie Schäfer aufsprang und auf Magda los wollte. Schon war Otto im Begriff, sich im Nebenzimmer laut und vernehmlich zu räuspern, da sah er gerade noch, daß es nicht nötig war. Magda war nämlich in demselben Augenblick aufgesprungen, hinter ihren Stuhl getreten, und leise, mit bebender Stimme bat sie: „Bitte, nicht so, nicht solche Augen! Bitte, bitte!“ Da setzte sich Schäfer wieder, leise stöhnend.

Otto lächelte wohlgefällig. Sie schien ja auch dem Federfuchser gegenüber in der Beziehung dieselbe zu sein wie ihm gegenüber. Merkwürdig. Als wenn sie überhaupt kein Fleisch und Blut hätte. Er freute sich dessen im Augenblick. Es war ihm wie eine persönliche Genugthuung. Sie ist kalt, kalt wie 'ne Hundschinaze.

Er irrte sich. Magda liebte Schäfer mit Leib und Seele. Daß sie zurückschreckte, wenn Schäfer solche Augen machte und sie umarmen wollte, lag nur daran, daß ihr dann sofort ihr Mann in seiner brutalen Art vor Augen stand.

Sie wollte Schäfer angehören, aber nur nicht gleich, nur nicht so unvermittelt. Sie gehörte ihm ja, sie liebte ihn ja, sie war ja schon sein. Nur, nur etwas zarter sollte sich der Geliebte benehmen, nicht dieselben Gebärden zeigen, dieselben Augen machen wie Otto.

Als der Abend kam, waren sie alle drei ganz abgehakt und wie zerklüftet.

Otto litt am meisten darunter und fühlte sich am elendsten, weil ihm keine Leidenschaft immer wieder neue Kraft zuführte wie den beiden andern.

Er schlich sich auf einen Augenblick hinaus, stieg leise eine Treppe hoch, zog den Schlüssel von Magdas Schlafzimmer ab und steckte ihn zu sich.

Als Magda ziemlich spät, weil sie sich nicht trennen konnte, auf ihr Zimmer kam und abschließen wollte, suchte sie vergebens nach dem Schlüssel. Er war nicht zu finden.

Sie wurde sehr erregt. O Gott, nur das nicht! Das darf nicht sein! Dann wäre er ja gerade wie Otto!

Fastig verriegelte sie die Thür.

Als dann Schäfer zu Bett ging, saß sie und lauschte.

Er zögerte einen Augenblick, er schien wirklich zu überlegen, ob er nicht . . . Nein, nein, nur das nicht! Sie war ja sein! Nur so nicht! Er mußte das doch ahnen, wenn er sie wahrhaft liebte.

Magda atmete erleichtert auf, als sie hörte, wie Schäfer, ohne an ihre Thüre getreten zu sein, weiter ging. Sie hatte sich doch nicht in ihm getäuscht. Es durfte auch nicht sein!

Aber der Schlüssel? Sollte er ihn doch an sich genommen haben, nur heute noch keinen Versuch machen?

Sie hörte, wie jemand leise die Treppe hinauffschlich, aber doch nicht leise genug, daß sie nicht hätten merken können, daß es Otto war.

Otto schob den Schlüssel vorsichtig ins Schloß, drehte zweimal herum und ging wieder möglichst leise hinunter.

Er hatte den Schlüssel genommen? Ja, aber warum? Sollte er etwas wissen? Höchstwahrscheinlich. Was sollte das sonst? So eine Gemeinheit, so eine furchtbare Gemeinheit!

Sie sprang auf, riß den Nagel zurück und suchte die Thür zu öffnen. Aber es ging nicht. Er hatte sie wirklich eingesperrt. So eine Niederträchtigkeit!

Aber lange konnte sie sich nicht darüber aufregen und entrüsten.

Er weiß also, daß ich ihn liebe, sagte sie sich, und das war ihr geradezu eine Erleichterung. Es sparte ihr eine lange Aussprache.

Jetzt lachte sie sogar verächtlich. Wie sie ihn albern und komisch fand, diesen Otto! Es schien ja fast, als wäre er eifersüchtig?! Das krönte sein ganzes Benehmen ihr gegenüber. So eine Gemeinheit!

Sie war jetzt ordentlich froh darüber.

Am andren Morgen in der Früh hörte sie, wie Otto wieder aufschloß.

Wie er sich's sauer werden läßt. Psui, wie ekelhaft ist das alles!

Trotzdem er es auch weiterhin so hielt, ließ Magda auch nicht die leiseste Andeutung darüber fallen.

Sie weiß Bescheid, dachte Otto. Daß ich sie einschleße, muß ihr alles sagen. Nun bin ich nur begierig, wie das weiter geht.

Otto wurde ganz häuslich in diesen Tagen. Immer war er bei den beiden und immer freundlich und zuborkommend gegen die beiden. Kein hartes, spöttisches Wort kam mehr aus seinem Munde.

Er glaubt offenbar durch seine Roheit mit dem Schlüssel meiner sicher zu sein, dachte Magda.

Schäfer sah darin den Beweis, daß Otto völlig harmlos blieb und nichts merkte. Denn da Magda und Schäfer nie länger allein blieben, konnte Magda ihm auch nichts von dem Schlüssel mitteilen. Ja brächte es auch so wie so nicht über's Herz, sagte sie sich. Es ist zu abscheulich von Otto.

Es gab unruhige, aufgeregte Tage, denn Schäfer war immer hinter Magda her mit heißen Blicken, die lauter redeten, als viele Worte. Es gelang ihm auch ein paar Mal, sie zu küssen, aber immer trat Otto wieder dazwischen. Wenn sie wirklich einmal etwas länger allein waren, wehrte Magda ab, wenn er zudringlicher werden wollte.

Magda litt jedenfalls am meisten. Sie war ja kein junges, unerfahrenes Mädchen mehr, und da sie Schäfer wirklich liebte, sprachen auch ihre Sinne. Ja gerade daran erkannte sie, wie sehr sie Schäfer liebte, da Otto das alles in ihr gemordet hatte, was nun wieder lebendig wurde, was nun auf einmal auch gar nichts Häßliches für sie besaß.

Sie wollte ihm angehören und wollte ihm dadurch zugleich den stärksten und höchsten Beweis ihrer Liebe geben.

Aber wenn er dann mehr begehrte als Küsse, entsetzte sie sich sofort. Sie hatte es nicht in der Hand und konnte nicht anders. Sie begann um deswillen den, der daran schuld war, Otto, zu hassen.

Da sie keine Gelegenheit hatten, sich gründlich auszusprechen, sich so seelisch und sinnlich auf den gleichen Ton zu stimmen, sodas eins in demselben Augenblick ganz dasselbe empfand und wollte wie das andre, dies große Geheimnis

der Liebe, so quälten sie sich nur gegenseitig und wurden im Benehmen zu einander immer unsicherer, weil keines vom andern wußte, ob es auch dasselbe wollte und begehrte.

Hätte Otto nicht die Brutalität mit dem Schlüssel begangen, wäre Magda gewiß harmloser und damit unbedachter geworden; so aber konnte sie es nicht.

Nach zwei Tagen sagte sich Schäfer: So kann es nicht weiter gehn, das ist zum verrückt werden! Einfach abreisen, durchgehn? Aber sein Begehren ließ das nicht mehr zu. Da fand sein Verstand einen Ausweg.

Am Freitag dieser Woche, als Schäfer zum Frühstück kam, sagte er zu Otto, der noch allein war: „Ich muß ein paar Tage verreisen. Ich werde meinen Roman ins Jahr achtundvierzig verlegen. Dazu muß ich mich nach Quellen umsehen.“

Da Otto schwieg, fuhr Schäfer eifrig fort: „Ich werde also auf ein paar Tage in Eure Hauptstadt fahren und auf dem Archiv nachsehen, ob ich Material finde. In drei, höchstens vier Tagen bin ich wieder hier.“

„Schön. Deine Sachen bleiben also vorläufig noch bei uns?“

„Gewiß, selbstverständlich, ich sagte Dir ja . . .“

„Dachte längst, daß Du Dich nicht mehr allzulange hier wohl fühlen würdest. Jetzt ist's also so weit. Vou! Nur bleib nicht zu lange!“

„Ich komme ohne geschichtliches Material nicht von der Stelle mit dem verdammt Roman.“

„Wann denkst Du denn zu reisen?“

„Heute. Ich liebe kein langes Ueberlegen, wenn ich mir über einen Plan klar bin.“

„Weiß meine Frau schon davon?“

„Nein. Der Entschluß stammt erst von heute.“

„Wird ihr leid sein,“ bemerkte Otto trocken.

„Sehr schmeichelhaft für mich. Grüße sie von mir, auf Wiedersehen in drei Tagen.“

„Was? So eilig hast Du's?“

„Ich möchte den Zug um zwölf noch erreichen.“

„Auf den Fahrplan hast Du auch schon gesehen? Für so praktisch hatt' ich Dich gar nicht gehalten. . . . Ich werd's meiner Frau ausrichten. . . . Wünschst Du den Wagen? . . . Es wird dann allerdings knapp werden, denn er ist nicht bereit. Hättest Du's etwas früher gesagt. . . .“

„Gar nicht nötig,“ fiel Schäfer ein und erhob sich. „Ich mache mich gleich auf, ich weiß ja den Weg. So ist's am einfachsten.“

„Das stimmt.“

Schäfer reichte Otto die Hand. „Also bis übermorgen.“

„Wünsch' guten Erfolg!“

Als Schäfer draußen, rief sich Otto schmunzelnd die Hände. „Geh' Du nur, versuch's nur, wieder loszukommen von der Schnur, es gelingt Dir doch nicht mehr. . . . Wiederkommen wirst Du auch schon. Aber nur auf ein paar Tage sag' ich Dir, dann schick' ich Dich weg. Es wird mir doch zu viel, immer zu Haus sitzen und ewig den Aufpasser spielen.“

Otto ließ Magda durch das Mädchen sagen, daß Schäfer auf drei Tage verreist sei und sie grüßen lasse. Er wollte es ihr nicht selbst sagen, weil sie ihm ein wenig leid that. „Sie wird nicht übel erschrecken, das arme Tier!“

Sie erschrak auch sehr, da es ihr ganz unerwartet kam. Wie versteinert sah sie erst. Es war ihr unmöglich, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

Mechanisch ging sie dann hinunter, mechanisch that sie, als ob sie frühstücke, obwohl Otto, der auf die Fabrik gegangen, um einmal wieder nach dem Rechten zu sehen, gar nicht da war, sie es also gar nicht nötig gehabt hätte, äußerlich so gleichgültig zu thun. Aber sie mußte es, wenn sie nicht einfach laut weinen wollte. Und das durfte noch nicht sein.

Als Otto sich wieder einsand, suchte er ihr Schäfers Gründe zu der kurzen Reise begreiflich zu machen, wie dieser es ihm gegenüber gethan hatte.

Magda wurde etwas ruhiger. Jedenfalls kommt er wieder. Es wäre auch einfach unerträglich, wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte. Wahrscheinlich ist er nur abgereist, um allein zu sein und zu einem Entschluß zu kommen, was aus uns beiden werden soll.

Sie benimmt sich wirklich sehr tapfer, dachte Otto, sie beobachtend, allen Respekt!

Den ganzen Nachmittag über nahm sie sich mit aller Macht

zusammen. Otto war ja da. Er sollte unter keinen Umständen merken, daß sie unter Schäfers Abwesenheit litt.

Sie litt aber sehr darunter, zumal sie alles an ihn erinnerte. Als sie in ihr Douloir kam, meinte sie, es nicht länger ertragen zu können. Da lagen die Bücher, die er ihr geschenkt, da stand noch die Schachtel, aus der sie zusammen genascht, hier der Stuhl auf dem sie gesessen, als er sie zum erstenmal geküßt. Alles, alles erinnerte an ihn. Wie tot das alles nun aussah. Sie stöhnte qualvoll, preßte aber sogleich die Hand auf den Mund. Otto war ja immer noch da. Später, später! Er würde gewiß heute Abend ausgehen, Dann brauchte sie sich nicht mehr zu beherrschen.

Um sechs wollte Otto in das Städtchen. Er wäre so lange nicht mehr im Klub gewesen, daß es höchste Zeit sei, sich dort wieder einmal blicken zu lassen. Magda hatte nur darauf gewartet.

Als der Wagen abgefahren und sie sich bergewissert, daß er nicht noch einmal zurückkehrte, ging sie leise, als wäre es ein Unrecht, die Treppen hinauf in Schäfers Zimmer.

Das erste, worauf ihr Blick fiel, war sein Rock, den er meist die letzten Tage angehabt, der jetzt unordentlich auf einem Stuhl lag. Sie ergriff ihn, um ihn in den Schrank zu hängen. Aber der Geruch des Rocks, ein Gemisch von kräftigem, englischem Parfüm und Cigarettenabak, dieser Geruch, den sie so gut kannte, überwältigte sie so, daß Magda den Rock leidenschaftlich an sich preßte, ihre Wange an ihm rieb und dann ihn küßte, maßlos, immerzu, bis sie nicht mehr konnte. Festig weinend sank sie mit dem Rock im Arm auf die Chaiselongue, die auch nach Cigaretten duftete.

Nun war sie ja allein, nun brauchte sie sich auch nicht mehr vor Schäfers Blicken in acht zu nehmen, nun konnte sie sich gehen lassen.

Hand- und handlos, hin- und hergeschüttelt von wildem Weinen, tobte sie sich aus, während es draußen immer dunkler wurde, nachtdunkel unter den schweren, grauen Wolken, die immer noch über dem engen Thal standen.

Endlich wurde sie ruhiger, die Spannung der Tage fiel Stück für Stück von ihr ab.

Als sie aber wieder hinunterging, überfiel sie ein Grauen vor dem öden, stummen Haus. Wie ein Leichenhaus kam es ihr vor.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Die „Philharmonischen Konzerte“ unter Arthur Nikisch, also die großen, nicht die „populären“, fahren fort, ihr aus Musikfreunden und Gesellschaftsleuten zusammengesetztes Publikum mit Kenntnissen und Genüssen, mit Sensationen, Vielseitigkeiten und Einseitigkeiten zu bereichern. Die große Pause, die dem Publikum ein Promenieren und Adorieren ermöglicht, mag manchem ebenso willkommen sein, wie sie dem einkamen Hörer manchmal unerträglich wird, der um der Sache willen seiner Zeit soviel abringt, wie eben nötig ist. Nach ihr eine der bekannteren Sinfonien, vor ihr ein Aufmarsch von teils bekannten, teils ebenfalls bekannten Komponisten und von berühmten Solisten; alles so gewählt, daß auf die Zufriedenheit des Publikums gerechnet werden kann, und daß nirgends gegen den Strom geschwommen werden muß. Auch das letzte Konzert — dessen sonntägige Probe wir hörten — ging nach diesem Schema F. Nach der Pause eine Beethovensche Sinfonie für die Pausenisten, vor ihr die bunte Schüssel. Als bewährte Gelegenheit für den Solisten ein Klavierkonzert von Saint-Saëns (Nr. 4, e-moll, op. 44), eines von jenen Werken, die so glatt und doch respektabel heruntergehen, daß jeder zufrieden sein kann. Solist war Lotilde Kleeberg, die allbekannte, viel besprochene, die mit diesem Stück auf dem ihr wohl passendsten Boden bewegte und schließlich eines der Schubertschen Impromptus zugab, das keine historische Bedeutung als ein „Lied ohne Worte“ vor Mendelssohn haben dürfte. Außerdem gab es zwei bereits der Öffentlichkeit angehörige Stücke, die nur eben zum erstenmal in diesen Konzerten gespielt wurden. Der französische Komponist E. Lalo (1823—1892) ist ein besonderer Liebling erster Musiker; abgesehen von seinen hochgeschätzten Beiträgen zur Cello-Literatur und andrem ist seine „Symphonie espagnole“ in mehr populären Konzerten und seine Oper „Le roi d'Ys“ (aufgeführt 1888) in der Erinnerung von Feinschmeckern heimisch. Während an eine Ausführung dieses Werks niemand mehr zu denken scheint, ist die Ouverture ebenfalls ein Repertoirestück in Konzerten. In diesen erscheint sie freilich leicht effektreicher, als sie wirklich und als sie im Zusammenhang des Theaters sein dürfte; wie unmotiviert mag nicht außerhalb dieses Zusammenhangs z. B. die Rolle erscheinen, die hier die Trompeten spielen! Jedenfalls aber enthält die

Ouvertüre ein gewaltiges Maß von Ausdruck leidenschaftlicher Seelenstärke und von echt musikalischer Erfindungskraft. Die Philharmoniker spielten sie jedenfalls gut; ob da nicht die Ausgestaltung des Motivischen anders zu wünschen wäre, ist vielleicht nur eine Frage an Geschmacksverschiedenheit. Noch mehr schienen sie bei der Sache zu sein, als ein bereits viel genanntes Werk von Richard Strauß an die Reihe kam: „Zill Eulenspiegels lustige Streiche, nach alter Schädelmanier (in Rondoform) für großes Orchester, op. 28.“ Die sogenannte Mondoform, jedem Klavierpieler wohlbekannt, kommt trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Spielarten darauf hinaus, daß ein Thema nach episdorischen Unterbrechungen immer wiederkehrt, also nach der Form eines Rundgesangs mit Refrain oder Refrain, nur daß dieser beim Mondo zur Hauptstache wird. Strauß läßt nun, statt eines Themas, eine Art von (volkstümlichen) Themen wiederkehren, in drei oder vier Exemplaren, mit allerlei Zwischenwerk. Das Ganze ist nicht so Programmunist, wie anders von Strauß, wohl aber eine Darstellung seelischer Zustände und Dispositionen, mit Gegenfächlichkeiten wie z. B. einem zypfigen Philisterton gegenüber dem Scherzhaften der Grundfarbe, und jedenfalls mit viel Humor — wollte sagen Lust und Uebermut. Daß die Stimmenfülle und die Instrumentation — zu der natürlich dieses Orchester alles vom Komponisten gewünschte gestellt hat — virtuos und berührend sind, gehört bei Strauß sozusagen zum Lebenselenent. Der Beifall war in der Probe ungetrübt.

Unter den weniger begehrten Konzerten dieser Tage ragte jedenfalls das eines Instrumentaltrios von Damen hervor. Wir haben schon öfter auf das sozusagen sociale Zurückbleiben der Frauen in der Musikpflege hingewiesen. Solistinnen giebt es übergenug, Komponistinnen machen sich nun ebenfalls bereits bemerklich — von einem Fr. Tyrol gab es in einem andren Konzert dieser Tage ein paar hübsche Lieder. Allein weibliche Vereinigungen zur Ausübung der Musik sind noch immer so selten, daß auf diesem Punkt die „Frauenfrage“ noch viel weiter zurück ist als anderswo. Auch die Kompositionen für Ensemble und Chöre von Frauenstimmen sind nicht eben häufig; die dafür vielleicht besonders hervorzuhebenden Werke von E. Jadasohn werden anscheinend gar nicht bemerkt, ausgenommen etwa vereinzelte Aufführungen eines neuen Chorwerks „Johannistag“ in einigen deutschen und ameritanischen Städten. Es mag dem einen Beurteiler nabeliegen, den Grund davon in einem eventuellen Egoismus oder Individualismus des weiblichen Geschlechts zu sehen, dem andren Beurteiler, den Grund auf wirtschaftliche Verhältnisse zu schieben. Aber jedenfalls hielten in jenem Kammermusikabend die drei Frauen mit einem guten „Musik-Socialismus“ zusammen. Die Violinistin, Elsa Barlowka, gehört zu den temperamentvollsten Spielerinnen; sie „hat den Teufel gefehnt“, und der ist vielleicht schuld daran, daß ihr Vogenstrich im Forte nicht nur kräftig, sondern auch schneidig und rau wird. Mit Auguste Götz-Verhmann, der meines Erinnerens bereits gut bekannten Klavierpielerin, und mit Adeline Mehdorff, deren Cellospiel sich bescheiden einfügte, spielte sie zunächst eines der Klaviertrios von Joachim Raff (C-moll). Raff galt seiner Zeit als ein hauptsächlichler Mitstreiter der „neudeutschen Richtung“ in der Musik, die freilich stets etwas Unbestimmtes oder Vieldeutiges hatte. Nun sind seine Werke längst nicht mehr neudeutsch von heute, aber doch vielleicht mit Unrecht als veraltet angesehen; ein gewisser frischer, natürlich fühlender Zug wird sich wohl trotz vielen Formenwerks nicht verlernen lassen. Nach ihm kam in jenem Konzert die Serenade von Beethoven für drei Streicher, eines jener Streichtrios, von denen Beethoven 5 und Mozart (glaub' ich) 1 geschrieben hat, entzückende Dokumente einer Zeit, die musikalisch mit echt künstlerischer Einfachheit zu hören und zu schaffen verstand. Diese Einfachheit und mit ihr eine leichte Zugänglichkeit sind vielleicht die hauptsächlichsten Kennzeichen jener Zeit gegenüber der modernen — in Musik und zum Teil auch in Litteratur. Die Enge, in der sich bei einem Streichtrio und wohl überhaupt bei einem nur dreistimmigen Satz Komponist und Ausführende bewegen müssen, verlangt erst recht eine hohe Künstlerkraft. Den Eindruck, daß die Spielerinnen hier etwas weniger leisteten als beim Raff, konnte ich nicht mehr genügend prüfen, da ich noch am selben Abend den Rest eines andren Konzerts hören wollte. Frau Tony Wöttger war vordem als Opernsängerin thätig und gedenkt, wie ich höre, nach längerer Pause sich der Wirksamkeit in Konzert und Oratorium zu widmen. Gerade für die Pflege des letzteren werden neue und eigens zum Oratorien- gesang spezialisierte Kräfte schon jetzt und gar erst dann erwünscht sein, wenn diese Pflege endlich einen Aufschwung in dem von uns mehrmals betonten Sinn nehmen sollte. Frau Wöttger besitzt jedenfalls eine gerade für Oratorienpartien passende, sehr volle, im ganzen nicht übel klingende Stimme mit Temperament, mit Gewandtheit der Oratorik und mit schönen Tönen in der Höhe. Es steckt aber in dieser Stimme noch viel Unausgeglichenes, einerseits in den verschiedenen Lagen, unter denen namentlich die tieferen, unschön absetzen, und andererseits in den verschiedenen Vokalen, unter denen besonders das e unvollendet und unsympathisch klingt. Frau Wöttger, die viel Beifall erntete und zuletzt noch ein heiteres Stück zugab, scheint etwas von dem historischen Sinn zu besitzen, der den meisten Musikern so sehr fehlt; leider konnte ich die von ihr gesungenen älteren Lieder zumest noch nicht hören. Neben ihr erfreute die bereits gut bekannte Klavierpielerin Helene Bronska durch einige typische Klaviervorträge, zu

denen als letztes die „Legende“ Liszts von dem auf den Wellen schreitenden heiligen Franz von Paula kam. Auch sie ist ein Stück aus dem seinerzeitigen „Neudeutschen“, eines der interessantesten darstellenden Tongebilde, aber freilich nicht mit manchen andren Objekten jenes historischen Schlagwortes zusammen zu stellen. — Am wenigsten Freude konnte uns das Konzert eines Violinvirtuosen Enrico La Rosa aus Genua machen. Man spürt mehr einen Orchesterspieler als einen Solisten, der einen Ehrgeiz hätte, seinen Ton eigens schön, seinen Vortrag eigens individuell — oder gar südlichlich feurig — auszugestalten. Der Ton ist hart, besonders im forte; der Strich leidet darunter, daß das Handgelenk etwas zu steif ist, daß der Spieler zu viel mit dem Arm spielt. Die Gestaltung der Töne ist nicht sehr klar, der Ausdruck ohne etwas Mitreißendes; Töne verklingen zu lassen versteht der Spieler ebenfalls nicht, wohl aber sie durch unmotivierte Ruhe zu stören. Zudem muß dem Konzertgeber entschieden anerkannt werden, daß er sehr rein spielt und einzelnes recht hübsch, zart und weich herausbringt; unter dem so Gelungenen sei hervorgehoben eine „andalusische Serenade“: „Sierra Moreno“, von J. Monasterio, der in Madrid eine erste Rolle als Geigenkünstler einnimmt.

Reichen Stoff zur Berichterstattung hätten uns noch die Oratorien u. dgl. gegeben, die den sogenannten Lusttag musikalisch auszufüllen pflegen. Allein diese Gelegenheit scheint nirgends zum Vorkommen von Neuem bemitt zu sein. Nicht einmal das Eingreifen der Polizei, d. h. das Verbot einiger an sich weisevoller, aber angeblich nicht in das Vush-Schema passender Stücke ist neu; und nach der Neuheit eines öffentlichen Protestes gegen diesen traurigen Kunstbetrieb scheint es niemand zu gelüsten. —

52.

## Kleines Feuilleton.

— Eine Beschwerde. Von der „Preussischen Lehrerzeitung“ wird das nachstehende köstliche Schriftstück mitgeteilt, das dem preussischen Kultusministerium vor einiger Zeit von den Bauern eines hinterpommerschen Dorfs eingereicht wurde:

„Betreffs Beschwerde gegen den Lehrer F. hier.“

Hochgeehrter Herr Minister wollen unsere unterthänigste Bitte Ehrfurchtlich anhören. Nämlich was unser Lehrer F. hier ist, der Vergert die Gemeinde wo er man bloß kam. Nämlich unsere Kirche hat vor anderthalb Jahren eine Orgel bekommen und die hat der Lehrer auch erst gespielt aber mit der Zeit da hat er gesagt, wenn ich die soll spielen dann muß mir die Gemeinde 30 M. aus der Kirchentasse geben. Der Pastor Herr B. hat die Kirchenvertreter auch vorgelagt und diese haben nein gesagt, da sie ja auch nicht anders können, denn sie sind ja Vertreter für die Gemeinde und nicht für den Küster und für den Pastor, und wenn die Kirche auch reich ist, so ist es doch besser, das Geld, was in der Kirchentasse ist, das kommt die Gemeinde zu Gut als dem Küster. Darauf hat nun der Küster mit einem Mal die Orgel nicht gespielt und so ist es nun schon seit fünf Jahren und hat er nun ein groß Agerneiß gemacht in die Gemeinde und schied sich das nicht für einen geistlichen Herrn und der Herr Pastor stärkt ihm dabei den Rücken Staats daß er ihm mit seinem Antrag vor die Kirchenvertreter sollte runder machen, daß er wie ein Worm zu Kreutz kriecht. Aber Lehrer F. geht nun noch weiter und ärgert die Gemeinde noch mehr und verlangt fors Heizen der Schulstube 18 M. und dann will er eine Pumpe haben und nu verlangt er auch noch eine Seige und das bleibt immer so bei, und die Behörden sind auch immer so schwach und stehen dem Küster immer bei, trotzdem sie doch seine Nichtswürdigkeit durchschauen müßten.

Herr Minister, wir können das nur mit einem heiligen Eide versichern, Herr F. ist ein ganz hochmütiger Mensch, der sich gar nicht demütigen wil für die Gemeinde.

Früher war das sil besser mit die Lehrer als noch der alte Meister S. hier Lehrer war, das war ein einfacher Mann, der ging in seiner blauen Jacke und half uns Bauernklanten beim Heuen und beim Aussen und war dann froh wenn er sich den Sommer bei uns durchsetzen konnt. Aber das war auch ein Gottesfürchtiger Mann und bescheiden und demütig für die Gemeinde. Aber dieser F. is hochmütig, heiratet eine Frau aus B. von der Verwandtschaft vom Herrn Supprenden, wo das doch hier im Dorf genug Mädchen sind die er hätte heiraten können, und nun sollen wir ihm für seine hohe Frau Gemahlin noch Heizungskosten geben. Geährter Herr! So einen Lehrer halten wir Bauern so recht für garnüßig und wenn er noch so hochmütig is und nicht demütig für die Gemeinde dann halt ich ihn nicht so hoch wie meinen Hofhund, und mag der Herr Pastor dann sagen was er will. Herr Minister, die Lehrer bekommen jetzt sil für sil Gehalt, Meister S. bekam nich 100 Thaler Gehalt und dieser F. bekommt über 200 Thaler. Is das recht? Is das für dem lieben Gott zu verantworten? Herr Minister! Soll das besser werden mit die Lehrer, dann muß die Gemeinde mehr Macht bekommen über die Lehrer, dann muß der Schulz und die beiden Schöffen immer das Gehalt des Lehrers zu bestimmen haben aber ohne den Pastor. Wenn dann der Lehrer recht demütig ist für die Gemeinde, dann kann er ja seine 600 Mark auch kriegen, is er aber hochmütig und will die Orgel nicht mehr für umsonst spielen und die Schulstube nicht mehr

heizen, dann muß die Gemeinde ihm das Gehalt auf 300 Mark heruntersetzen, dann wird Musche F. schon lirr werden.

Herr Minister wir G. . . Bauern haben bis jetzt immer Konservativ gewählt so wie es der Herr Landrat wollte, aber dann müssen uns auch die Behörden und der Herr Pastor beistehen, denn sonst geht der Bauernstand zu Grunde. Unsere Kirchenkasse ist so reich, da könnten wir ganz gut unsre Gemeindelasten mit gut machen, aber mit so was dürfen wir dem Pastor gar nicht kommen. Wenn der Pastor uns hierbei zu Willen wäre, dann würden wir ihm auch gern zu Willen sein. Darum bitten wir den Herrn Minister, das Sie uns arme G. . . Bauern zu unserm Recht verhelfen, den F. anhalten, daß er die Orgel für umsonst spielt, das Heizen wieder wie immer besorgt und mit der Pumpe und der Fiddel uns vom Leibe bleibt. Unsere Kinder können auch ohne die Fiddel fromme und rechtschaffene Menschen sein. Meister S. . . hatte keine Fiddel und keine Landkarte und seinen Globus gehabt und wir sind doch alle fromm und verständige Leute geworden. Die Regierung in St. . . kennt die Verhältnisse hier garrnisch, wenn sie die Gemeinde das Heizen ausläßt, die Obfsalzung läßt es dem Lehrer auf und das der Lehrer eine so feine Frau Heiratset, die fors Heizen sil zu gut ist, das geht die Gemeinde nichts an und von Pumpen steht im Rezäh nichts nich drin. Und die Orgel, das ist doch ein Schandal, selbst das liebe Gotteshaus verlästert so ein dummer Lehrer mit seinem Hochmut und stört die Andacht der Gemeinde, damit daß er die Orgel nicht spielt. Aber niemand schützt uns in unserm Recht. Der Pastor ist gleichgültig gegen uns, der Supperdent in D. is ein Verwandter von F., der schreißt an die Regierung alles Mögliche hin und die Regierung glaubt ihm das und wir arme G. . . sind verraten und verkauft.

Der Herr Minister ist aber hinter unsrem hochbegnadeten Herrn Kaiser der mächtigste im Staat und dürfen wir ein Wort sagen und Pastor un Supperdent un Regierung müssen sich ihrer Allmacht unterwerfen.

Selben der Herr Minister uns zu unserm Recht, dann wählen wir auch Konservativ, stehen Sie aber auch dem Lehrer bei, dann wählen wir Bauern alle liberal. Das haben wir uns alle einmütig vorgenommen. Vor einem Lehrer beugen wir uns noch nicht, dafür halten wir so einen Lehrer für sil zu gering, da mit Erlaubnest gesagt Spuden wir drauf.

Der Herrn Ministers unterthänigste  
Bauern von G. . . gez. X. . ."

**Theater.**

oe. Belle Alliance-Theater. Eine rechte, berbe Bauernposse war es, die die Tegernseer unter dem Titel „Dem Ahul sei Geist“ am Dienstag aufführten. Natürlich handelt es sich wieder um zwei Liebende, die diesmal in ihrer Not kein andres Mittel zur Begrämmung der Hindernisse wissen, als ein gewagtes Spiel mit dem Ahnentultus. Diese ehrwürdige Einrichtung muß wohl in Oberbapern so gut ihre Anhänger finden wie in China. Genug, die Autorität des Seligen soll nach dem Willen der Brautmutter entscheiden in der Frage, ob die Gills und der Goldl ein Paar werden sollen, oder ob der alte dümmstolze Josil dem frischen Mädcl aufzuzwingen ist. Nun wird unter Anleitung des schelmischen Schulmeisters eine tolle Geisterbeschwörung ins Werk gesetzt, in die leider gerade da, wo sie anfang, recht gruselig zu werden, ein dummer Antispiritist mit rauher Hand hineinfuhr. Alles erwartet für den nächsten Morgen ein Donnerwetter, aber siehe da, bei nüchternem Betrachtung der Sachlage zeigt sich, daß den heißen Wünschen der Liebenden eigentlich gar nichts im Wege steht, und das Stück schließt kreuzfidel mit Verlobungsfeier und Schlußplattler.

Das Stück ist klöbig dorb und hat nichts von dem köstlichen Wit in sich, der eine Bauernposse wie Anzengrubers „Kreuzschreiber“ auszeichnet. Aber die Tegernseer gefallen uns dennoch in lustigen Aufspu ein gut Teil besser, als wenn sie, wie neulich in der „Tobtsind“, herzerstatternd mimen. Jeder der vielen Mitwirkenden hat vergnügt seine Schuldigkeit und trug im vortrefflichen Zusammenspiel sein Teil dazu bei, daß das Publikum den Abend nicht aus dem Lachen heraustram.

**Technisches.**

— Härten von Gips. Ueber das Härten von Gips für Zwecke der Elektrotechnik, und zwar hauptsächlich zur Verbindung von Isolatorgloden aus Porzellan mit den eisernen Stügen und der Metallteile der Glühlampensodcl, macht der „Elektrotechn. Anzeiger“ einige Angaben, die auch für andre Selverbszweige Interesse haben könnten. Gewöhnlicher Gips ist zerbrechlich, porös und hygroskopisch und wird durch Wasseraufnahme von einem Leiter, läßt sich jedoch leicht härten und ist dann zur Verbindung von Teilen, welche weder unter höherer Spannung stehen noch höherer Temperatur und schroffem Temperaturwechsel ausgesetzt werden, geeigneter, da er billiger als ein Kitt aus Weiglätte und Glycerin ist, welcher allerdings sehr hart und fest wird, gut haftet, nicht porös und hygroskopisch ist, schlecht leitet und säure- und hitzebeständig ist. Das Härten des Gipses erfolgt in folgender Weise. 1. Dem Gipspulver werden 2 bis 4 Proz. fein gepulverte Eibischwurzel (Althaea officinalis) hinzugefügt und die innige Mischung mit 40 Proz. Wasser zu einem Teig geknetet. Die Masse wird fettem Thon ähnlich, erhärtet erst nach etwa einer

Stunde und wird so zähe, daß sie sich schneiden, feilen, drehen und bohren läßt. Noch härter und zäher wird die Masse durch Zusatz von 8 Proz. Eibischwurzel. An Stelle der Eibischwurzel wird auch Dextrin, Gummiarabikum und Leim benutzt. Auch Schellackpulver wird zugefetzt, wenn die Gipsgegenstände einer etwas höheren Temperatur ausgesetzt werden. 2. 6 Teile Gips werden mit 1 Teil frisch gelöschtem Kalk vermischt und der aus diesem Gemenge hergestellte Gegenstand mit konzentrierter Magnesiumsulfat-Lösung getränkt. Es bildet sich schwefelsaurer Kalk und Magnesia und der Gips wird so hart, daß er vom Fingernagel nicht mehr geritzt werden kann. 3. Gips wird nach dem Breimen mit 10prozentiger Alaunlösung digeriert und nach dem Trocknen noch einmal scharf gebrannt. Beim Anrühren mit Wasser erstarrt der Gips zu einer sehr harten, marmorähnlichen Masse — Marmorcement genannt. — Bei Vereitung der Gipsmasse ist darauf zu achten, daß der Gips in nicht zu großer Menge stets in das Wasser, nicht umgekehrt, geschüttet und schnell umgerührt wird. Klumpen dürfen sich nicht bilden. Je geringer die Menge des Wassers ist, um so dichter und fester wird der Gips. Durch langes Rühren geht die Bindkraft verloren. Die durch die Porosität verursachte Wasseraufsaugung läßt sich durch Tränken mit einer Lösung von Ozokerit oder Wachs in Terpentinöl, Firnis oder heißem Teer, auch durch einen Schellackaufstrich, beseitigen. — (Techn. Absh.)

**Humoristisches.**

— Sie muß ihn halten können. „Roma, der junge Mann, der mich vorgestern in der Restauration fixiert hat, will bei Dir um meine Hand anhalten!“

„Was ist er dem?“

„Schlangennensch im Cirkus.“

„Schlangennensch? Rec, da wird nichts daraus; so einer kommt zu leicht aus!“

— Ein Zukunftsind. „Vierzehn Jahre ist Zhr Veltester, wie steht es denn mit seiner Gesundheit?“

„Danke, er hat soeben seine erste Morphium-Entziehungskur mit gutem Erfolg durchgemacht.“

— Anpreisung. Agent (zum Frischgeadelten): „Herr Kommerzienrat, kaufen Sie das Schloß! Es enthält alles, was zu einem alten Adelsitze gehört — sogar en sicher funktionierendes Schloßgeist“ — (Reggend. Hum. Bl.)

**Notizen.**

— Die SeceSSIONsbühne wird am 2. Dezember im Saale des Langenbeckhauses einen Vortragsabend veranstalten. Dr. Martin Fiddel wird über „Moderne Regie“ sprechen; ferner werden Szenen aus Dramen von Maeterlind und Hugo v. Hoffmannsthal vorgelesen und moderne Lieder gesungen werden. Szenen aus Werken moderner Humoristen bilden den Abschluß.

— Die Proben zu Hauptmanns „Michael Kramer“ haben bereits im Deutschen Theater begomen. Das Stück ist ein modernes, bürgerliches Drama, das nicht im Dialekt geschrieben ist. Michael Kramer ist ein Maler, ein starkes Talent, das jedoch vielen Irrungen unterworfen ist. Kramer lebt im Reichthum lustig und maßlos darauf los, verschwendet sein Geld und auch sein Talent. Die Armut, in die er nun verfällt, macht ihn zu einem andren, dem es gelingt, wieder zu Reichthum zu kommen, um dann von neuem in die Laster des alten Lebens zu verfallen. — Wassermann spielt die Hauptrolle. Die Erstaufführung dürfte am 12. Dezember stattfinden.

— Ein noch unveröffentlichtes Drama Casanovas hat Victor Ortman, nach einem französischen Original-Manuskript, im Novemberheft der „Insel“ veröffentlicht.

— Max Halbes „Mutter Erde“ errang bei der Erstaufführung im Stadt-Theater zu Graz einen lebhaften äußeren Erfolg.

— Ruscha Buzze wird als Mitglied der SeceSSIONsbühne eine jährliche Gage von 25 000 (fünfundzwanzigtausend) Mark beziehen!

— Im 5. Philharmonischen Konzert unter Arthur Nikschs Leitung am 10. Dezember gelangt die preisgekrönte „dramatische Phantasia“ von Ph. Scharwenka zum Vortrag, welche kürzlich in Dresden einen bedeutenden Erfolg erzielte.

t. Der nächste große Wettbewerb für Luftschiffe wird zwischen dem 1. Mai und dem 31. Oktober nächsten Jahres vor sich gehen. Henri Deutsch hat für die erfolgreichste Luftreise einen Preis von 80 000 M. ausgesetzt.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 25. November.